



Gdańsk 2020, Nr. 42

<https://doi.org/10.26881/sgg.2020.42.03>

Volker C. Dörr

(Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf)

Zwischenräume – Zwischentöne? Kultur und Geschlecht in Heinrich Heines Reisebericht *Ueber Polen*

Heinrich Heines Reisebericht *Ueber Polen* ist bisher vor allem auf seine politische Dimension hin gelesen worden. Der Aufsatz fragt hingegen danach, ob und in welchem Sinne sich einige der Ausführungen mit Gewinn unter den Prämissen und mit den Begriffsbildungen der *Postcolonial Studies* wie der *Gender Studies* lesen lassen. Gesucht wird dabei auch nach rhetorischen Strategien in Heines Text, mit denen (zeittypische) koloniale wie geschlechtliche Kategorisierungen unterlaufen werden.

Schlüsselwörter: Heinrich Heine, *Ueber Polen*, Postcolonial Studies, Gender Studies

Intervals – Nuances? Culture and Gender in Heinrich Heine’s Travel Report *Ueber Polen*. Heinrich Heine’s travel report *Ueber Polen* so far has been read with regard to its political dimension. This article, however, inquires if and in which way some of Heine’s statements can be read successfully in the context of postcolonial and gender studies and by employing the according terminology. In doing so, the analysis also searches for rhetorical strategies in Heine’s text, which undermine (contemporaneous) colonial and gender-specific categories.

Keywords: Heinrich Heine, *Ueber Polen*, Postcolonial Studies, Gender Studies

Zur Feier des 30-jährigen Bestehens eines polnischen Universitätsinstituts ausgerechnet von Heine und einigen seiner Äußerungen über Polen zu handeln, ist vielleicht nicht die allerdiplomatischste Idee. Nun äußere ich mich hier aber nicht nur als Germanist, sondern auch als Vertreter derjenigen deutschen Universität, die Heines Namen führt, und zu den Stärken unseres Namenspatrons gehört Diplomatie sowieso ganz gewiss nicht. Heine hat sich mehrfach durchaus auf, sagen wir: pointierte Weise über Polen geäußert – mit dem Resultat einiger nicht unberechtigter Empörung bei seinen polnischen Leser*innen. Durchaus zugestanden werden muss, dass der Verdacht einer, mit Jost Schneider gesprochen, „gewisse[n] Kurzsichtigkeit und Leichtfertigkeit Heines im Umgang mit leicht zu mißbrauchenden und zu mißverstehenden [!] Nationalstereotypen“ (Schneider 1998: 104) nicht ganz ohne Berechtigung ist (Sauerland 2009: 134).

Heines Äußerungen über Polen nun sind bisher vordringlich im Blick auf das Moment des Politischen, d. h. auf Heines politische Haltung nicht nur zu Polen, sowie auf das deutsch-polnische Verhältnis zu Heines Zeit gelesen worden. Als in diesem Kontext wichtig zu nennen



sind etwa William W. Hagens Vortrag auf dem Internationalen Heine-Kongress mit dem Titel „Aufklärung und Skepsis“, der 1997 zum 200. Geburtstag des Dichters in Düsseldorf stattgefunden hat (Hagen 1998), sowie auf polnischer Seite u. a. mehrere Beiträge von Karol Sauerland (1995; 2009).

Zwar ist der politische zugegebenermaßen womöglich sogar der interessanteste Aspekt von Heines Bericht *Ueber Polen*. Diesem geht es auch, wenn nicht sogar vordringlich darum, gangbare Wege zur, wie Heine schreibt, „gesetzliche[n] Freyheit“ auszuloten; in diesem Sinne liest, oder sagen wir ruhig: instrumentalisiert er die Geschichte Polens als „Miniaturgeschichte Deutschlands“ (Heine 1973: 66) und macht auf die „gegenseitige[] Bedingtheit der deutschen und polnischen Sache“ aufmerksam (Papiór 1998: 212).¹ Doch so interessant dieser Kontext ist: genau darum soll es mir gerade nicht gehen.

Vielmehr soll versucht werden, die Frage zu beantworten, ob und in welchem Sinne sich einige der Äußerungen in Heines Reisebericht *Ueber Polen*, mit Gewinn, d. h. mit interpretatorischem Mehrwert, unter den Prämissen und mit den Begriffsbildungen der *Postcolonial Studies* wie der *Gender Studies* lesen lassen. Mit der Orientierung an „Prämissen ... der *Postcolonial Studies*“ soll dabei nicht so sehr der Blick auf die Repräsentation kolonialer Strukturen in Texten gemeint sein, sondern vielmehr eine gewisse Sensibilität dafür, wie koloniale Kategorisierungen im und vom Text unterlaufen werden.

Dies scheint (auch) konkret im Blick auf den Kontext der hier angestellten Überlegungen womöglich nicht völlig uninteressant: Schließlich ist die literaturwissenschaftliche Forschung nicht nur der deutschen Germanistik in den letzten 30 Jahren nicht zuletzt stark geprägt durch die Übernahme von Theorieangeboten aus den US-amerikanischen *Cultural Studies*. Und dazu zählen eben ganz prominent die Paradigmata der *Gender Studies* und der *Postcolonial Studies*.

Dass an Gender-Fragen interessierte Forscher*innen sich in hohem Maße auch literarischen Texten etwa des 18. und 19. Jahrhunderts zugewandt haben, mag damit zu tun haben, dass hier an eine bereits bestehende Tradition feministischer Literaturwissenschaft angeknüpft werden konnte (auch wenn Positionen des klassischen Feminismus etwa mit (geschlechts-) konstruktivistischen Prämissen der *Gender Studies* nicht unbedingt einfach zu vereinbaren sind (Butler 1991: 15–22)). Hingegen lässt sich im Falle der Adaption der *Postcolonial Studies* in deutschen literaturwissenschaftlichen Zusammenhängen doch eine deutliche Konzentration auf einerseits im engen Sinne koloniale Zusammenhänge – also etwa Afrika in der deutschen Literatur (Arich-Gerz 2008; Götsche 2013) –, andererseits postkoloniale Strukturen in der Gegenwart, etwa der sog. Deutsch-türkischen Literatur (Adelson 2005) – wahrnehmen. Was es dagegen doch etwas seltener gibt,² sind Betrachtungen von literarischen Texten aus präkolonialer Zeit unter den Prämissen postkolonialistischer Theoriebildungen. Dass sich mit postkolonialistischen Theorie- und Begriffsbildungen sowie auch mit einer in deren Anwendung erworbenen spezifischen Sensibilität für textuelle Repräsentationen und vor allem Konstruktionen etwa von (vorgeblich) ethnisch Fremden sowie schließlich auch mit

¹ Zur vermeintlichen ‚Polenbegeisterung‘ in „Texten der Streiter des deutschen Vormärz“ vgl. Orłowski 1996: 199–204, Zitat 199.

² Eine Ausnahme etwa: Wiegmann (Hg.) 2018.

einem Blick auf die spezifischen Verschränkungen von Fragen kultureller und geschlechtlicher Repräsentation in (literarischen) Texten auch im Falle von Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts neue Einsichten gewinnen lassen: das ist vergleichsweise seltener vorgeführt worden.

Heines Bericht *Ueber Polen* ist, anonym, im Januar 1823 in mehreren Folgen im siebten Jahrgang der Zeitschrift *Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz* erschienen – offenbar mit einigen Texteingriffen der Zensur, die Heine verärgert haben (Hermant 1973: 480). Wollte man einen Vortrag über diesen Bericht mit einem gewissermaßen minimalistischen Kalauer beginnen, dann könnte man sagen, dass Heines Text eigentlich angemessenerweise *Ueber Posen* heißen müsste, weil es das, im Gegensatz zu Polen, zur Zeit von Heines Reise tatsächlich gab und weil Heine hauptsächlich über das „Großherzogtum Posen“ im, seit 1793, südpreußischen Teil des damals ehemaligen Polen spricht (Heine 1973: 72); denn, wie er eingangs schreibt, „die Kreuz und die Queer durchstreift“ hat er „den preußischen Theil Polens“ – und weiter: „in dem russischen Theil bin ich nicht weitgekommen; nach dem österreichischen gar nicht“ (Heine 1973: 57). Tatsächlich ist Heine im August und September 1822 auf Einladung seines Freundes Eugeniusz (Eugen von) Breza auf dem Gut von dessen Vater in der Nähe von Gnesen, östlich von Posen, gewesen und hat von dort aus einige Abstecher nach Posen, v. a. in dessen Theater, unternommen (Sauerland 1995: 76; Sauerland 2009: 120; Wolting 2000: 170; Hermant 1973: 476–478).

Es stellte sich also die Frage, warum überhaupt im Danziger und damit historisch im westpreußischen Kontext ausgerechnet von diesem Text zu sprechen wäre, wenn nicht sowieso der Fokus, sowohl Heines als auch dieses Beitrags, auf etwas anderem als der Topographie läge und damit zugleich eine größere Allgemeinheit behauptet würde – in den Worten Heines (1973: 57): „Von den Menschen hab’ ich sehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt.“ Und um Menschen, oder genauer und weniger pathetisch gesprochen, um deren kollektive Identitäten, soll es im Folgenden gehen.

Die Topographie (Ex-)Polens interessiert Heine wenig und er tut sie entsprechend unfreundlich ab:

Vom Aeußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reitzendes mit zu theilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallen-Gehölze u. s. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder.“ (Heine 1973: 57)

Und auch Architektur liegt nicht eben im Brennpunkt von Heines Interesse: „Der Dom hier in Posen ist neu, hat wenigstens ein neues Ansehen; und folglich gefiel er mir nicht.“ (Heine 1973: 74)³

Was Heine interessiert, ist, und das ist ja im Blick auf diesen Autor auch wenig überraschend, das Soziale, und dabei vor allem die Rolle und die Charakteristik des polnischen Adels, der einigermaßen positiv dargestellt wird.⁴ Während dies, wie im Bereich des Sozialen

³ Solche Passagen trugen dem Text massive Kritik nicht zuletzt auch der in Posen lebenden Deutschen ein (Wolting 2000: 175).

⁴ Dass Heine dem polnischen Adel mit „Wohlwollen“ und „Bewunderung“ gegenüber steht, resultiere daraus, dass dieser einerseits Napoleon und dem französischen Liberalismus mit Sympathie begegnete, andererseits „religiöse Toleranz“ und „keine antijüdische Einstellung“ zeigte (Hagen 1998: 213).

ja häufig, mithilfe einer Topographie von Oben und Unten geschieht, ist eine andere Topographie in Heines Polen-Bericht deutlich prominenter – so prominent, dass ein prototypischer kulturwissenschaftlicher Reflex zu greifen droht, dem es wenigstens mit einem gerüttelt Maß an Skepsis zu begegnen gilt. Heine operiert in mehrfacher Hinsicht mit der topographischen Situation eines Zwischenraums, und damit liegt der Reflex auf der Hand. Allerdings ist wohl nicht jeder Zwischenraum ein *third space* im Sinne Homi K. Bhabhas. Darauf wird zurückzukommen sein.

Die erste und grundsätzlichste Situierung in einem Zwischenraum, die Heines Text vornimmt, betrifft Polen und die polnische Kultur als Ganze: „Polen liegt zwischen Rußland und – Frankreich.“ (Heine 1973: 63) Der Gedankenstrich signalisiert hier nicht, wie etwa in Kleists *Marquise von O...*, Unerzählbares, sondern markiert, wie häufig bei Heine, die Kunstpause vor der Pointe. Denn in geographischer Hinsicht erwartbar ist hinter dem „und“ gerade nicht Frankreich, sondern – Deutschland. Dies aber spart Heine aus, „da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabrizirt werden“. Das Resultat dieser kulturgeographischen Situation im Dazwischen ist nicht unerwartet – sie resultiert in kulturellen Mischverhältnissen:

Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarey von Osten, durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Uebercultur von Westen, durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich: daher jene seltsamen Mischungen von Cultur und Barbarey im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. (Heine 1973: 63)⁵

„Seltsame[] Mischungen von Cultur und Barbarey“ (wobei unter heutiger Perspektive selbstredend auch die „Barbarey“ eine Form von Kultur darstellt) sind (wahrscheinlich) nicht das, was in Bhabhas Konzept mit der *hybridity* gemeint ist, die in *third spaces* entsteht. Es ist ein in der kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft und -kritik nicht selten begegnendes Missverständnis dieses Konzepts, wenn man kulturelle Mischungen aus Kulturen, die ihrerseits als substantielle Monolithen gedacht sind, als hybrid bezeichnet (Dörr 2009).⁶ Das Hybride ist, gewissermaßen als eine topographische Form der Dekonstruktion im Sinne Jacques Derridas, wohl eher das, was die Differenz des eben nur scheinbar Substantiellen dekonstruiert, also die Kultur im Zwischenraum, die, selbst dynamisch konstituiert, darauf aufmerksam macht, dass die beiden begrenzenden Räume ihrerseits gerade nicht kulturell homogen und monolithisch sind.

Eine solche Dekonstruktion substantiell gedachter, naturalisierter Monolithen aber vollzieht sich bei Heine nicht, jedenfalls nicht an dieser Stelle – im Gegenteil. Nicht nur sind die beiden Kulturen, zwischen denen die polnische Kultur angesiedelt ist, als homogene Wesenheiten vorgestellt; auch die polnische Kultur erscheint als alles andere denn als dynamischer Zusammenhang, dessen Eigenschaften stetig sich wandelnden Aushandlungsprozessen unterliegen.

⁵ Damit schreibt Heine sich in die lange Tradition der Dichotomie von zivilisatorisch-kulturell höherstehendem Westen vs. despotisch-chaotischem Osten ein (Wolting 2000: 168–169).

⁶ Diese Kritik trifft nicht die monumentale Studie von Jürgen Joachimsthaler (2011).

Was Polen betrifft, so benennt Heine die Gründe für die Homogenisierung dessen, was aus den „heterogensten Einflüssen“ resultiert, recht deutlich: Es ist das „Wesen des polnischen Adels“, das

am meisten beygetragen zu der höchst wunderlichen Gestaltung von Polens politischer Geschichte, und die Einflüsse dieser letztern auf die Erziehung der Polen, und also auf ihren Nazionalcharakter, waren fast noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüsse des Bodens. (Heine 1973: 64)

Dieser polnische „Nazionalcharakter“ nun erscheint seinerseits als Mischung vordringlich aus Nationalstolz und Ehrgeiz, um nicht zu sagen: Willen zur Macht:

Durch die Idee der Gleichheit entwickelte sich bey den polnischen Edelleuten jener Nazionalstolz, der uns oft so sehr überrascht durch seine Herrlichkeit, der uns oft auch so sehr ärgert durch seine Geringschätzung des Deutschen, und der so sehr contrastirt mit eingeknuteter Bescheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte sich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringsten wie den höchsten beselte, und der oft nach dem Gipfel der Macht strebte [...]. (Heine 1973: 64)

Wenn die „Idee der Gleichheit“ zu „Nationalstolz“ führt, dann bedeutet das nichts anderes, als dass sie vor der Folie von Ungleichheit gedacht, dass sie also auf den Ausschluss der ungleichen Anderen bedacht ist. Von so verstandener, Alterität ausschließender, Homogenität ist es aber nur ein kleiner Schritt zum Phantasma der Reinheit, dem der Nationalstolz nur zu oft aufsitzt – allein weil Nationen als „imagined communities“ (Anderson 1983) nicht allzu souverän gegenüber Herausforderungen ihrer (Un-)Unterscheidbarkeit agieren. Diese Beobachtung erweist ihre Berechtigung leider täglich aufs Neue, und das in Deutschland wie in Polen.

Ohne den Zusammenhang zwischen ihr und dem Nationalstolz genauer auszuführen, wendet sich Heine als nächstes der Vaterlandsliebe zu: „Die Vaterlandsliebe ist bey den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer zusammen fließen [...]“ (Heine 1973: 64). Diese Vaterlandsliebe aber gründet nicht im gegenwärtigen, Heine eben wenig attraktiv scheinenden physischen Zustand des Landes, sondern in seiner Historie – und zwar gewissermaßen *ex negativo*:

Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bey den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. [...] Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nazionalität. (Heine 1973: 65)

Dieses „Todeszucken“, als das Heine die Reaktion auf die polnische(n) Teilung(en) charakterisiert, ist zwar offenbar spezifisch polnisch:

Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nazionalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe am liebsten abspiegelt, sondern jene von uns Deutschen am meisten erstrebte und von unsern edelsten Volkssprechern, Lessing, Herder, Schiller u. s. w. am schönsten ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristenthum. (Heine 1973: 65)

Es ist zwar etwas merkwürdig, zwei prominente Protagonisten aufklärerischer Literatur (bezeichnenderweise nennt Heine nicht Goethe) dem „Urchristenthum“ zuzuschlagen; aber besonders im Blick auf Lessings Versuche, das konkrete, gespaltene Christentum in Richtung auf eine Verwirklichung von dessen moralischer Essenz im Zeichen der Vernunft zu überwinden (Dörr 1994), lässt sich dem Gedanken doch einige Plausibilität abgewinnen oder zumindest abringen.⁷ „Von diesem“, dem „Urchristenthum“, aber seien „die polnischen Edelleute, eben so gut wie wir, noch sehr entfernt.“ (Heine 1973: 65) (Die Beantwortung der nun im Raum stehenden Frage, ob sich die Idee, dass sich der Nationalismus in Richtung einer europäischen „Menschenverbrüderung“ überwinden lassen kann, ja soll, heute noch aktualisieren lässt, bleibe der politischen Phantasie jeder und jedes Einzelnen überlassen.)

Also sei der zunächst ein wenig ernüchternde Befund festgehalten: Obwohl Heine Polen als Zwischenraum „zwischen Rußland und – Frankreich“ vorstellt, erscheint jenes, gleich den beiden – der Kalauer mag entschuldbar sein – Polen, „zwischen“ denen es situiert ist, als alles andere denn hybrid; der kulturelle Raum zwischen Frankreich und Russland ist kein dritter im Sinne Homi Bhabhas, jedenfalls nicht als ganzer.

Die zweite kollektive Identität, die Heines Text in einem Dazwischen ansiedelt, diesmal in einem Zwischenraum zwischen einem sozialen Oben und Unten, ist diejenige der Juden, die in Heines Sicht auf Polen gewissermaßen die hierarchische Systemstelle des (für ihn) quasi-nichtexistenten Bürgertums (Sauerland 2009: 124) einnehmen: „Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden.“ (Heine 1973: 59)

Aber auch hier führte der Reflex, den Zwischenraum schon *per se* für hybrid organisiert zu halten, in die Irre – und das, obwohl die Gedankenfigur der Dissemination, konkreter: der Aufweichung kultureller Homogenität durch kulturellen Import qua Lektüre, Heines kurzem Abriss der Kulturgeschichte des polnischen Judentums schon eingeschrieben ist:

Jene [sc. die Juden] aber beschäftigen sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschaft- und Religions-Büchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebens-Behaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Cultur nicht fortgeschritten und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderley wunderliche Formen hinein quetscht. (Heine 1973: 61)

Heines Fazit dieser kurzen und durchaus eigentümlichen Kulturgeschichte macht aber aufs Eindeutigste deutlich, dass die kulturelle Situation der Juden in seiner Sicht alles andere denn als hybrid zu denken ist:

In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freyheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Compositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch

⁷ Vgl. dazu: „Hier drückte Heine zum erstenmal einen Gedanken klar aus, an dem er später immer festhielt, daß nämlich der deutsche Nationalismus keinen Wert besäße, wenn er nicht universale, allgemeinschliche Ideale und Bestrebungen verkörperte und realisierte.“ (Hagen 1998: 216)

die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadt-Verordnungen und liebevoller Gesetz-Beschränkungen. (Heine 1973: 62)

Den Charakter der Juden macht eben gerade kein „kein quodlibetartiges Compositum“ aus – eine Metapher, die man durchaus als erste Näherung an das Konzept der Hybridität zu lesen geneigt wäre (jedenfalls dann, wenn das, woraus hier ‚componiert‘ worden ist, seinerseits nicht als substantiell aufgefasst würde).

In einer Hinsicht wird dann aber doch kulturelle Hybridität verhandelt – im Blick auf die Sprache: „Ihre [sc. der Juden] Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes, und mit Polnisch façonniertes Deutsch.“ (Heine 1973: 61) Diese Formulierung erinnert daran, dass Sprache im Blick auf kulturelle Identität eine eminent fundamentale Größe ist; sie deutet zugleich aber auch auf ein Problem des Konzepts der Hybridität hin, das dessen Tauglichkeit zu analytischen Zwecken, um das Mindeste zu sagen, stark einschränkt: Ähnliches – dass sie mit Sprache x ‚durchwirkt‘ und mit Sprache y ‚façonniert‘ sei – lässt sich wohl über jede moderne Volkssprache sagen. Zu bedenken ist dabei allerdings, was bei Heine eigentlich nicht mitformuliert ist: dass die Vorgänge des ‚Durchwirkens‘ und ‚Façonnierens‘ schlechterdings nie abgeschlossen sind.

Eine, neben dem polnischen Adel, den Bauern und den Juden, vierte kollektive Identität aber wird in erheblichem Maße mit Eigenschaften in Verbindung gebracht, die erfolgversprechend als kulturell hybrid zu charakterisieren sind: die (polnischen) Frauen. Den entsprechenden Gedankengang eröffnet Heine mit einer (Selbst-)Anklage des üblichen Sprachgebrauchs, hinter dem sich – wie nur zu oft – eine moralische Indifferenz (leidlich) verbirgt:

Wir nennen das auch Consequenz, wenn Jemand dabey bleibt, was er ein für allemal in sich aufstellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läßt: daß sie consequent gehandelt. (Heine 1973: 67)

Das Moment der Konsequenz nun wird zur Aufrufung der seinerzeit noch fraglos (oder richtiger: unbefragt) dichotomischen Geschlechterordnung benutzt:

Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bey Männern; im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freyheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich dessen bewußt zu seyn. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem, das, wie ein Kartenhaus, des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. (Heine 1973: 67)

Was hier diesseits der leicht sottisenhaften Zuspitzung beschrieben wird, ist aber ja nichts anderes als die Tatsache, dass „Weltansichten“ eben Dinge sind, die ‚gewechselt‘ (und damit ja auch: verändert) werden können, dass sie also im Bezug auf die moralische Identität eines Menschen alles andere als essentiell, sondern vielmehr akzidentiell, also kontingent sind. Und natürlich wäre es ein Fehlurteil zu sagen, dass Heine mit „Weltansichten“ Kulturen meint; nur: Kulturen sind, sofern man nicht rassistischen Argumenten aufsitzen will, genau besehen, durch nichts anderes bestimmt als durch ihre spezifischen „Weltansichten“ und die mit ihnen zusammenhängenden kulturellen Praktiken.

Man kann ja durchaus gute Gründe haben, seine „Weltansichten“ zu wechseln, und wer angesichts aller Herausforderungen an seinen Kenntnisstand auf seinem Standpunkt beharrt, dem kann man zwar mit Heine „consequent“ nennen, Intelligenz muss man ihm nicht unbedingt zuschreiben. Und gerade die postkoloniale Situation fordert ständig dazu auf, etwa gewohnheitsmäßig bezogene eurozentrische Welt(teil)ansichten zu revidieren. Aber irgendwie wäre Heine nicht Heine, wenn er einem nicht recht bald, genauer: mit dem direkt an das letzte Zitat anschließenden Satz, wieder einen Strich durch die postkoloniale Rechnung machen würde – mit einem Vergleich, der die Komplexität des angestregten Gedankens (endgültig) massiv reduziert: „Sie [sc. die Frauen] wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider.“ (Heine 1973: 67) Und als wäre damit nicht in dem Sinne alles gesagt, dass der bisher vorgestellte Gedankengang vollständig ins Gehege überkommener Ordnung zurückgeführt wird, folgt ein weidlich ausformuliertes Argument, das kaum mehr leistet, als die vermeintliche Hybridität in Form seinerzeit (sowie natürlich vorher und auch lange, lange nachher...) geläufiger Gender-Sortierungen einzuhegen:

Wenn in ihrem [sc. der Frauen] Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüths. Und dieses ist bey den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktions-Laternen, die uns Männer so oft irre leiten. (Heine 1973: 67)

Das klingt galant, aber wie nicht selten verhüllt die Galanterie kaum, dass die dahinter stehende Dichotomie – das „reinste“ und „stärkste“ „Gemüth“ auf Seiten der Frauen, auf Seiten der Männer „irre leiten[de]“ „Verstandes-Abstraktions-Laternen“ – wegen der Normativität des als faktisch Behaupteten eigentlich keiner galanten Verpackung bedarf: weil es schlechterdings unnötig ist, eine Ansicht, die erfolgreich als alternativlos behauptet wird, auf gefällige Weise zu präsentieren. Man muss ja niemanden von dem überzeugen, was alle zu wissen glauben.

Was aber passiert nun, wenn Heine die verhandelten kulturellen Identitäten miteinander gewissermaßen intersektionell (Lenz 2010) verschränkt, also etwa zwischen Deutschen und Polen sowie Frauen und Männern gleichzeitig differenziert? Nicht selten geschieht es in solchen Fällen, dass die Dichotomien einander überblendet werden: prototypisch etwa, wenn die Differenz Orient vs. Okzident und die Gender-Differenz gemeinsam verhandelt werden. Eines der wohl geläufigsten Muster überhaupt besteht in diesem Kontext darin, den Orient schlechterdings zu weiblichen (Said 1978), also die zu füllende 2x2-Matrix (weiblich/männlich x Orient/Okzident) zu reduzieren auf die simple Dichotomie weiblicher Orient vs. männlicher Okzident.

Heine nun, und das ist ja nicht *per se* unsympathisch, ist alles andere als ein Systematiker. Bei ihm kommt es in der kulturell-geschlechtlichen Matrix durchaus zu Interferenzen. Sie resultieren zunächst daraus, dass mit Heines „allgemeine[m] Ausspruch über die Weiber“, also über die Prävalenz des „Gemüths“, „die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb“. Technisch gesprochen hat das wiederum seine Ursache darin, dass die kulturellen Differenzen, die bei Heine auf zeittypische Weise eher ethnisch gedacht sind, die Geschlechterdifferenzen – wenigstens teilweise – überschreiben:



Das ganze deutsche Volk hat, durch seinen angeborenen Tiefsinn, ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daß man bey ältlichen deutschen Damen, sogar bey Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bey Vierzigerinnen, eine ziemlich dicke, schuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verschieden sind die Polinnen von den deutschen Frauen. Das slavische Wesen überhaupt, und die polnische Sitte insbesondere, mag dieses hervorgebracht haben. (Heine 1973: 68)⁸

Die Tiefe betrifft dabei auch die Religiosität – mit dem Effekt, dass auf die polnischen Frauen, wegen ihres geringeren „Tiefsinns“ in höherem Maße proto- oder vielleicht eher stereotypische Prädikate der Weiblichkeit appliziert werden können:

Das religiöse Gefühl ist bey den deutschen Frauen tiefer als bey den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. (Heine 1973: 68–69)

Das wäre, weil es doch mit beiden Beinen in überkommenen Geschlechter- wie Völkerpsychologie-Vorurteilen steht, nicht weiter bemerkenswert, wenn Heine es nicht im Falle der Polinnen gerade nicht als völkerpsychologische Beschreibung, sondern als gewissermaßen interkulturelle Analyse wenden würde. Sie trägt dann doch wieder wenigstens einen Anflug von Hybridität in den eigentlich recht starren Dualismus der Volks- und Geschlechtsgruppen ein; denn weniger aus ihrem weniger tiefen „Gemüth“ resultiere die ‚Heiterkeit‘ der Polinnen als vielmehr aus Phänomenen kultureller Grenzüberschreitung:

Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinne nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe, und fast wie eine Muttersprache, gesprochen wird, und durch die leichte französische Literatur, deren Dessert, die Romane, von den Polinnen verschlungen werden [...]. (Heine 1973: 69)

Aber: was mit Fug Hybridität genannt werden könnte, taucht in Heines Text eben nur in Spuren auf. Im Blick auf den gesamten Text erstaunt (zunächst) vielmehr, in wie hohem Maße Heine – also ein Autor, der doch mit der Ironie über ein Instrument zum Aushalten von Ambiguität, Mehrdeutigkeit, Sinnüberschuss, Kontingenz, Komplexität verfügt (und das gilt sowohl für die rhetorische Ironie wie erst recht für die romantische, zu der Heine durchaus auch Affinitäten aufweist (Kolb 1987)) – in diesem Text bei allen Widersprüchen im Ganzen, die früh schon maliziös bemerkt worden sind,⁹ zumindest punktuell auf Vereindeutigung und damit massive Komplexitätsreduktion setzt – auch und gerade, was die Darstellung von

⁸ Zum verbreiteten Topos der „schönen Polin“ vgl. Orłowski (1996: 191–231, Zitat 218): „Ein Blick in die Vorgeschichte des Bildes der ‚schönen Polin‘ und der bürgerlichen Vorstellungen von Frauentugenden zeigt, daß selbst Heinrich Heines Formulierungen als keineswegs allzu originell zu werten sind.“

⁹ Vgl. die Kritik von Idzi Stefan Raabski, einem Redakteur der in Posen erscheinenden „Zeitung des Großherzogthums Posen“: „Er [sc. der Verfasser] widersprach sich [...] oft und redete Alles [...] durcheinander“ (Briegleb 1995: 694; vgl. dazu Wolting 2000: 177 (dort allerdings mit deutlich abweichendem Wortlaut zitiert); zum Antisemitismus Raabskis in der Auseinandersetzung mit Heine, der ihn im Bericht als wenig kompetenten Theater-Rezensenten schmäh, vgl. Hermand 1973: 481–483.



Kollektiven wie Juden und Frauen angeht. Das aber liegt wohl daran, dass politisches Engagement – in welche Richtung auch immer – keine Mehrdeutigkeit verträgt. Das Politische erfordert notwendigerweise den massiven Einsatz komplexitätsreduzierender Maßnahmen und muss im Blick auf das zu schaffende Faktische und dessen Normativität austreiben, was die Reflexion aushalten kann und muss: Uneindeutigkeit.¹⁰

Heine wird sich in der Folge von patriotischen Projekten, deutschen wie polnischen, zugunsten eines Kosmopolitismus verabschieden (Papiór 1998: 218), der im Reisebericht *Ueber Polen* in Form der imaginierten „christliche[n] Fraternität“ aber bereits aufscheint (Hagen 1998: 212). Dabei wird dann das Maß an Sympathie, das Heine dem polnischen Patriotismus entgegenbringt, immer geringer; der Ton, in dem er über Polen spricht, wird schärfer, satirischer, (noch) weniger ironisch – eine Entwicklung, die in Heines „Denkschrift“ über Ludwig Börne sowie dem Gedicht „Zwey Ritter“ im *Romanzero* als „spöttische[m] Nachtrag“ (Hagen 1998: 218) ihren Höhepunkt (oder vielleicht sollte man sagen: Tiefpunkt) erreicht (Papiór 1998, 212–213).¹¹

Literatur

- Adelson, Leslie A. (2005): *The Turkish Turn in Contemporary German Literature. Toward a New Critical Grammar of Migration*, New York, N. Y.: Palgrave Macmillan.
- Anderson, Benedict (1983): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- Arich-Gerz, Bruno (2008): *Namibias Postkolonialismen. Texte zur Gegenwart und Vergangenheiten in Südwestafrika*, Bielefeld: Aisthesis.
- Briegleb, Klaus (1995): Kommentar. Briefe aus Berlin. Über Polen. In: Heine, Heinrich (1995): *Sämtliche Schriften*. Hg. v. Klaus Briegleb, Bd. 2. 3., durchges. u. erg. Aufl. München, Wien: Hanser, 689–712.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dörr, Volker C. (1994): Offenbarung, Vernunft und ‚fähigere Individuen‘. Die positiven Religionen in Lessings ‚Erziehung des Menschengeschlechts‘. In: *Lessing Yearbook*. 26, 29–54.
- Dörr, Volker C. (2009): ‚Third Space‘ vs. Diaspora. Topologien transkultureller Literatur. In: Helmut Schmitz (Hg.): *Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration*. Amsterdam, New York, NY: Rodopi, 59–76.
- Göttsche, Dirk (2013): *Remembering Africa. The Rediscovery of Colonialism in Contemporary German Literature*, Rochester, N. Y.

¹⁰ Vgl. aber die sehr idealistische Einschätzung von Stephan Wolting: Heines Text führe „ein empathiefähiges Verstehensprinzip vor [...], bei dem sich Momente von Identifikation und Distanzierung unentwegt abwechseln. Auf diese Weise entwickelt Heine ein künstlerisches Mittel, das sich nicht mit einer vorschnellen Identifikationskultur zufrieden gibt und das ihm die Aufhebung des eigenen Narzißmus‘ [!] ins Werk erlaubt, der gleichwohl als Voraussetzung und Triebfeder seines Schaffens ursächlich bleibt“ (Wolting 2000: 179).

¹¹ Vgl. auch Wolting 2000: 173; Hagen 1998: 217–222.

- Hagen, William W. (1998): Von ‚heidnischer Nazionalität‘ zu ‚christlicher Fraternität‘ und ‚allgemeiner Völkerliebe‘. Heines Überlegungen zur polnischen Frage und zum europäischen Nationalismus. In: Joseph A. Kruse, Bernd Witte, Karin Füllner (Hg.): *Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongreß 1997 zum 200. Geburtstag*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 210–225.
- Heine, Heinrich (1973): Ueber Polen. In: ders.: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Bd. 6: Briefe aus Berlin. Über Polen. Reisebilder I/II. Bearbeitet von Jost Hermand. Hamburg: Hoffmann und Campe, 55–80.
- Hermand, Jost (1973): [Kommentar zu „Ueber Polen“]. In: Heine, Heinrich (1973): Ueber Polen. In: Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Bd. 6: Briefe aus Berlin. Über Polen. Reisebilder I/II. Bearbeitet von Jost Hermand. Hamburg: Hoffmann und Campe, 476–517.
- Joachimsthaler, Jürgen (2011): *Text-Ränder Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur*. 3 Bde. Heidelberg: Winter.
- Kolb, Jocelyne (1987): „Die Puppenspiele meines Humors“. Heine and Romantic Irony. In: *Studies in Romanticism*. 26, 399–419.
- Lenz, Ilse (2010): Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek, (Hg.) unter Mitarbeit von Barbara Budrich, Ilse Lenz, / Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller, Sabine Schäfer: *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft, 158–165.
- Orłowski, Hubert (1996): „*Polnische Wirtschaft*“. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*. Wiesbaden: Harrassowitz (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Bd. 21).
- Papiór, Jan (1998): Zu Heines Polenmotiven (im Kontext seiner „pacifiken Mission“ der Völkerannäherung). In: Alfred Opitz (Hg.): *Differenz und Identität, Heinrich Heine (1797–1856). Europäische Perspektiven im 19. Jahrhundert. Tagungsakten des Internationalen Kolloquiums zum Heine-Gedenkjahr, Lissabon 4.–5. Dezember 1997*. Trier: WVT, 211–223.
- Said, Edward (1978): *Orientalism*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Sauerland, Karol (2009): Das Spielen mit Stereotypen. Heine und Pole. In: Kovács, Kálmán (Hg.): *Rhetorik als Skandal. Heinrich Heines Sprache*. Bielefeld: Aisthesis, 119–134.
- Sauerland, Karol (1995): Heines Wirkung. Ein deutscher Skandal und ein europäisches Ereignis? In: Lothar Jordan, Bernd Kortländer (Hg.): *Nationale Grenzen und internationaler Austausch. Studien zum Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa*. Tübingen: Niemeyer, 73–83.
- Schneider, Jost (1998): Widersprüche in Heines Werk und Inkonsistenzen in der Heine-Forschung. Methodologische Überlegungen am Beispiel von „Ueber Polen“ und „Zwey Ritter“. In: *Heine-Jahrbuch*. 37, 87–106.
- Wiegmann, Eva (Hg.) (2018): *Diachrone Interkulturalität*. Heidelberg: Winter.
- Wolting, Stephan (2000): „Land zwischen Rußland und Frankreich“. Mit Heinrich Heine nach Polen und zurück, in: Bernd Witte (Hg.): *Oberschlesische Dialoge. Kulturräume im Blickfeld von Wissenschaft und Literatur*. Frankfurt am Main u. a.: Lang, 163–180.